

Zeitschrift: Wasser- und Energiewirtschaft = Cours d'eau et énergie
Herausgeber: Schweizerischer Wasserwirtschaftsverband
Band: 66 (1974)
Heft: 11-12

Artikel: Von Walliser Wassern
Autor: Schaeper, Edzard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-939255>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Von Walliser Wassern

Edzard Schaper

Causerie anlässlich der Hauptversammlung des Schweizerischen Wasserwirtschaftsverbandes vom 29. August 1974 in Brig

Natürlich sollte ein Walliser hier stehen, ein Kind dieses Landes, ein mit allen Wassern gewaschener oder, sagen wir so: ein waschechter Walliser, und sollte Sie an das Erlebnis heranführen, das in den kommenden Tagen Ihrer Begegnung mit den Wassern dieses wasserreichsten und widerspruchsvoll genug wie dieser ganze, bei manchen geistig schlichter gescheiterten Miteidgenossen Aergernis erregende Kanton, zugleich beinahe alljährlich unter der Geissel der Dürre seufzenden Landes auf Sie wartet.

Aber nun werden Sie aus der Erinnerung an notorisch alljährlich wiederkehrende Nachrichten aus dem Wallis sagen: Das Wallis seufzt unter so mancherlei, seufzt über zu niedrige Preise für seine Agrarprodukte, wo andernorts über zu hohe geklagt wird, seufzt über unzulängliche Subventionen, da andernorts über zu hohe Beschwerde geführt wird, seufzt unter einer unabsetzbaren Tomaten-, Birnen-, Aprikosen-, Aepfel- und Wein-Last und unter mangelndem Verständnis dafür, diese wunderbare Last absetzen zu müssen, — und redet sich (obzwar es bei seiner Aufnahme in die Eidgenossenschaft feierlich gelobt hat, «fleissig und dankbar zu sein») im Zorn kleiner Massen und grossnährischer Rädelsführer (welche gleichwohl das Amt eines «Regierungsstatthalters» bekleiden können) von Zeit zu Zeit in den Trotz hinein, entweder eine selbständige Republik Wallis auszurufen oder sich lieber zur Lombardei zu schlagen, als dem eidgenössischen Bern die Treue zu halten.

Es wohnt hier eben ein seltsames Volk: jäh in Entschlüssen des Unmuts, säumig in der Einsicht, und spiegelt viel von den Elementen, unter deren Machtanspruch es sein Leben zubringen muss. Die letzten drei Jahrzehnte haben es unvorbereitet aus dem Zeitalter des Barocks in die technisierte Neuzeit katapultiert. Aber auch bei diesem Tatbestand ist die Neue Zürcher Zeitung wie immer gut unterrichtet, wenn sie ihren Welschland-Korrespondenten aus der Walliser Kantonshauptstadt melden lässt, «man müsse bei der Walliser Rhetorik stets eine grosse Jammerquote abziehen und gelegentlich auch die Wirkung des Fendant einkalkulieren.»

Der das unter dem 9. August dieses Jahres schrieb, kennt das Wallis nur von gelegentlichen Rekognoszierungsfahrten her, die meistens im unteren und untersten Kantonsteil etwas vorzeitig enden, mag es nun am Fendant liegen oder an der Weitsicht, die man der NZZ gemeinhin nachsagt und die sich deshalb einen Augenschein im deutschen Oberwallis erspart, (was man im Oberwallis bedauern muss). Doch wer wie ich nun bald fünfundzwanzig Jahre hier gelebt und, soweit das dem Fremdling gelingt, Wurzel geschlagen hat, pflichtet dem Berichterstatter bei und hegt selber die Vermutung, dass für einen echten Walliser, gleichviel aus welchem alemannischen, keltischen oder sarazenischen Tal, die hitzigsten Erlebnisse nicht nach Celsius- oder Réaumur- oder gar altmodischen Fahrenheit-Graden gemessen werden, sondern nach Oechsle-Graden.

Freilich steht dieser unberechenbaren Lust am Widerspruch, am überhitzten Denken und an der ausschweifenden Rhetorik gottlob auch genug zähes Festhalten am Herkömmlichen und an individuellem Wagemut ins Unbekannte gegenüber, ein Unternehmer-, ja Pioniergeist,

der bei der Verpflanzung des Wallisers in die Fremde recht eigentlich zur Geltung kommt. Dann und dort haftet ihm nicht selten etwas vom Conquistadorentum an, und er darf Tugenden wie Untugenden zu Leistungen formen, die im heimatlichen «steinernen Sarg» des Rotten- oder, jenseits der Sprachgrenze, des Rhönetales, sich gar zu unbändig lebensvoll, um nicht zu sagen gewalttätig, ausnähmen. Das haben Kardinäle wie Hoteliers von Walliser Geblüt unter Beweis gestellt.

Die Verstädterung in diesem Kanton ist so jung wie seine Industrialisierung. Sicherlich ist die zweite eine Ursache für die erste, obschon Fabrikarbeitertum in diesem Kanton nicht unbedingt Entfremdung von der angestammten Scholle bedeutet, denn die Industrie holt sich ihre Kräfte tagweise aus den entferntesten Tälern, und der Typus des Kleinbauer-Arbeiters dominiert. Und deshalb ist auch heute noch das Dorf bestimmend, das Dorf am Berg bis in beachtliche Höhen und das Dorf im Talboden, das, bevor die grosse Rhônekorrektur stattfand, jedes Dorf dort beinahe dermassen der Unbill der Elemente ausgesetzt fand wie das Bergdorf mit seiner notorischen Wintersnot von einst.

Auf alle Fälle stehen elementare Gewalten bei jedem Walliser Leben in der Gegenwart. Ueberall sind sie ein Stück persönlichen Schicksals und ein Stück der Siedlungs- und Gemeinschafts-Geschichte. Nicht das Feuer — so lebenslang es auch jene gezeichnet hat, welche die verheerende Gewalt der Feuersbrünste in dicht geschlossenen Gemeinwesen mit zunderdürrem Baumaterial zu spüren bekommen haben, im Oberwallis Dörfer wie Blitzingen oder Obergesteln —, nicht so sehr die Erde, obschon auch die als Nährboden seiner Existenz für den Weinbauern nach jedem Wolkenbruch wieder aus der Niederung mit zwei armseligen Menschenhänden an den blossgespülten Hang hinaufgetragen werden muss — nicht die Luft, obgleich auch um deren Reinheit jetzt unter den Giftschwaden zweier grosser Industrien mit einemmale gebangt werden muss, — nein, das Wasser, vor allem das Wasser tritt dem Walliser schicksalsträchtig gegenüber, das Wasser im Mangel wie im Ueberfluss.

Es ist so gut wie allgegenwärtig in diesem regenärmsten aller Kantone mit der längsten Sonnenscheindauer. Es fliesst von den Gletschern nieder, es taut von den Firnen, es strömt aus unzähligen Quellen und sucht seinen Weg zu Tal, es nährt das Leben der menschlichen Gemeinschaften am Berg wie in den Niederungen, aber es lehnt sich auf wider jeden Versuch, seine Gewalt fesseln oder auch nur lenken zu wollen. So wie in jedem Leib die Blutbahn der weisen Verwaltung der Natur gehorchen muss, soll das Leben Bestand behalten, so sind die Wege des Wassers durch die Gestalt dieser Landschaft Lebensbahnen für den einzelnen wie für die Gemeinschaften. Seit unvordenklichen Zeiten hat es einer gemeinnützigen Verwaltung für sie bedurft. Nebensächlich nimmt das Strassennetz des Wallis sich aus gegenüber den Wasserwegen, die diesem Lande seine Zeugungskraft in der Bebauung, seine Fruchtbarkeit, ja seine Bewohnbarkeit sichern. Kaum eine Dorfgemeinschaft, die sich auch heute nicht der elementaren Gewalt des Wassers gegenübergestellt sähe, im Zuviel oder im Zuwenig, und nicht selten

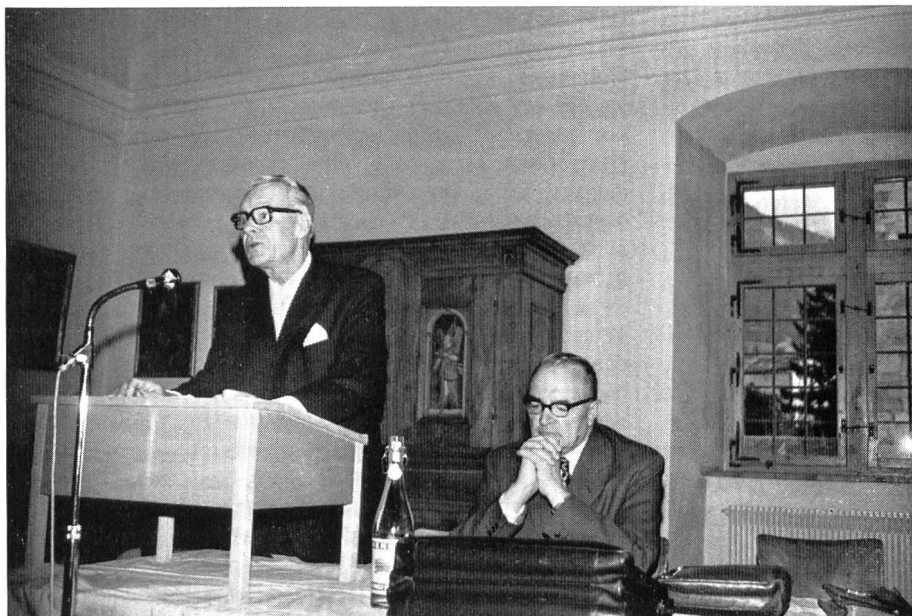


Bild 12
Dr. h.c. Edzard Schaper
anlässlich seiner Causerie
und Präsident Dr. Willi Rohner.

in der Vergangenheit Menschenschicksale, die im gefährlichen Kampf gegen das Wasser und im wagemutigen Dienst am Wasser als einem *b o n u m c o m m u n e* Schuld im individuellen Bereich mit einem Dienst an der Gemeinschaft zu sühnen versucht haben. Wasser fliesst in diesem Land, dem Blut ranggleich, durch das religiöse Schicksal. Es zeichnet seine Wege schicksalsträchtig durch die Geschehnisse und die Geschichte der Menschen. Es ist wohl nicht zu viel und zu kühn behauptet, wenn ich sage, dass alle Seeanstösser in den Kantonen Schaffhausen, im Thurgau und in St. Gallen nicht so schicksalhaft mit den imposanten Wassern des Bodensees verbunden sind wie das Walliser Volk mit seinen Wassern, in denen die Urnatur seiner Berge weiterwirkt. Weit über die hunderttausend Kilometer reichen die Wasserföhren, die den bewirtschafteten Boden am steilen Hang wässern und fruchtbar erhalten sollen. Der Weg dieser winzigen Gräben ist gesetzlich der Willkür des einzelnen entzogen und mit einem Gemeinde-Wegrecht neben jedem dieser Rinnsale zur Sache des Gemeinwohls erhoben. Für deren Nutzung haben jahrhundertalte Normen und Gewohnheiten in den «Tesseln» dokumentarische Unterlagen entwickelt, welche dem einzelnen die Nutzung des von weither herangeführten Wassers nach Recht und Pflicht gewährleisten sollen. Dem Nächsten das Wasser abzugraben durch eine arglistig falsche Handhabung des Hauscheits, galt in alten Zeiten als ein Kapitalverbrechen, wie bei den alten Litauern der Diebstahl von Honig und Bienenvölkern oder bei arabischen Stämmen die unbefugte Nutzung des Samens edler Hengste.

Nun klafft hier aber, um bei der Wahrheit und der Wirklichkeit zu bleiben, ein Gegensatz zwischen einst und jetzt.

Das Wässern der unter der Walliser Sonne leicht verdorrten Matten und Aecker ist heute zum Schaden der Bergbauernwirtschaft nicht mehr so hoch im Schwang wie der Ruf nach noch höheren Bundessubventionen bei einem Misswuchs in einem Jahr der Dürre. Dem Mangel an Arbeitskraft wird die Schuld gegeben, wenn am liebsten jemand anderes als man selber — auch bei Nacht — aufstehen und nach dem Rechten sehen sollte. So verfallen

weithin die Wasserföhren, was am Hang nicht mit der Maschine gemäht werden kann, bleibt schnöde ungemäht, und die Schermäuse formen mit ihren massenweisen Hügeln das einst gepflegte Land zu Miniaturfriedhöfen um. Es ist nicht Mangel an Wasser, der heute weite Strecken in den Dorfgemarkungen namentlich des Oberwallis versteppen lässt und sie der gnadenlosen Erosion unter dem hin- und herstreichenden Wind preisgibt — es ist Landflucht der Bergbevölkerung, Bequemlichkeit, tödliche Faszination durch die Maschinenwelt, im Grunde genommen Untreue gegenüber alten, bewährten Lebensformen. Wasser fliesst heute wie eh und je genug, nur nicht mehr nutzbar gemacht, und es scheint, dass einzig in den grossen Wasserschlössern der Kraftwerke der elementaren Gewalt mit der Umformung zu elektrischer Energie vollauf Sorge getragen wird.

Wer so lange in der Tradition einer vom konfessionellen Primat geformten Bescheidenheits-, ja Armutsnorm gelebt hat wie das Walliser Volk, verfällt wohl leichter als andernorts der Faszination des Neuen, scheinbar Leichterem, dem Motor und der Technik überhaupt und nach langen Zeiten der Absonderung dem Rausch der motorisierten Kommunikation. Würde er auch jetzt noch nicht hart und oft genug daran erinnert — vielleicht vergässe der Walliser selbst der Elemente und ihrer Gewalt, die alles zu zeugen und alles zu vernichten vermag. Vielleicht würde er sich noch leichter als andere von den Grundfesten seines Daseins entfernen und geringachten, was nicht zusehends Ertrag abwirft. Er sähe im Geringsten nicht mehr, wo das Grosse wirkt, wie das seinen Ahnen zu Nutz und Frommen gegeben war, dass das Reisläufertum der Betonmaschinen allenthalben in der Welt nicht viel verfährt und dass das Grosse in der Welt nicht immer mit Chromnickelglanz auftritt.

Ich selber, meine Damen und Herren, bin weit entfernt von den unbändigen und nur von der modernsten Technik gebändigten Wassern dieses Kantons geboren, in der kontinentalen Trockenheit des Ostens, die von den grossen, von Süden nach Norden fliessenden Strömen genährt und der Verstepfung entrissen wird. Doch Wasser hat, wie ich Ihnen erzählen möchte, in meinem Geschlecht

mindestens eine so grosse, schicksalsträchtige Rolle gespielt wie in einem Walliser Geschlecht — oder wie in der Lebensgeschichte jenes polnischen Landedelmanns Joseph Conrad Korzeniowski, aus dem mit seinem unbändigen Drang nach Wasser und den Weltmeeren ein Dichter der See unter dem Namen Joseph Conrad wurde.

Auch ich bin zur See gefahren, unter vielen Breitengraden, auch ich habe das «grosse Wasser» gesucht, wahrhaftig, den Ozean. Aber dem vorausgegangen war, dass das Wasser, unser heute bei dieser Jahresversammlung gefeiertes Element, in Gestalt eines kleinen Dorfbachs einmal für mein Geschlecht versiegt war. So bin ich gewissermassen erst auf die Welt gekommen, als die Familie «auf dem Trockenen» sass. Denn . . .

DES VATERS MÜHLE

Die Wiege meiner Eltern, die später selbst so viele Kinder in ihre eigene Wiege legen sollten, an so oft gewechselten Wohnorten, stand im Niedersächsischen, väterlicherseits, und mütterlicherseits war es eine ostfriesische Bauernwiege. Aber so weit ab von der Heimat ihr Lebensweg sie später führte, die Eltern: bis in den östlichsten Osten des vergangenen Deutschen Reiches, in dem dann ich als letztes ihrer Kinder geboren wurde — sie nahmen ihre Heimat mit in den Erinnerungen an die Dörfer, aus denen sie stammten, an die sesshaft gebliebene Sippe dort, an den Hof und Wald und Feld, an alles, wovon ein Bauernsohn und die Tochter eines Marschbauern sich mit ihrem Herzen schwer zu trennen vermögen, wenn sie nicht ganz aus der Art geschlagen sind.

Und das waren meine Eltern gar nicht. Gewiss wäre mein Vater lieber daheim auf dem Lande geblieben, aber nach Sitte und Recht erbeite ein älterer Bruder die väterliche Mühle: jene Mühle, von der zu meinen Kinderzeiten immer wieder die Rede ging, wie vom verlorenen Paradies, die «Schapermeule», wie sie unter den Leuten zwischen Osterwald und Limberg im Kalenberger Lande heisst. Immer wieder musste der Vater von der Mühle erzählen, von den Feldern, die zu ihr gehörten, und vor allem vom Wald, den er selber als Knabe mitgeholfen hatte zu pflanzen und von dem er immer wieder sagte, er möchte doch wissen, wie hoch er jetzt schon wäre. Auch das horchende Kind empfing die Frage zu ihm eigener Antwort: Der Vater hatte mitgeholfen, den Wald zu pflanzen. Neben seinem Grossvater — meinem Urgrossvater — war er gesprungen, die Bäumchen in der Hand, hatte die jungen Stämme gehalten, wenn die Erde über die Wurzelballen geworfen wurde, oder hatte Sämlinge gehütet. Eine Ewigkeit dehnte sich hinter diesem Wald und dem Namen der Vorväter, und der Wald wuchs von Ewigkeit zu Ewigkeit, ob auch die Menschen zwischendurch einmal starben.

Meine Phantasie stellte die Mühle mitten in diesen geheimnisvollen Wald hinein, und doch liegt sie am Rande des Dorfes, dort, wo der Mühlbach aus der waldigen Höhe des Limbergs ins Tal geflossen kommt, in dem sich die Häuserzeile erstreckt. Es gab in den Vermutungen des Kindes wenig, was geheimnisvoller gewesen wäre als dieser Bach, unergründlicher, eigenwilliger auch. Und das Wasser zog mich seltsam an, überall: Dort, wo es im gedämmten Bachbett dahinfließt, schmal und tief; und dort, wo es gestaut wird, unmerklich kreisend, geladen mit Kraft; und dann am Schieber, durch den es auf das Rad stürzt, das unter seinem Fall entflieht, während die Mühle zu rumpeln beginnt, geheimnisvoll, oh, so geheimnisvoll dem Kinde, das einen Mahlgang nur ausgemalt bekommt.

Und das Rad! In meiner Phantasie war es ungeheuer gross und wurde bisweilen noch grösser, immer grösser — als könnte es wachsen, wie der Knabe selbst. Die Algen wehten wie Haare an ihm, wenn es sich unter der Gewalt der brausenden Frühlingswasser drehte und die Steine einen Sack Korn nach dem anderen verschlangen. In diesem Bach strömte für den Knaben mehr als ein gewöhnliches Wasser zur Mühle, und mein Vater wurde auch nicht müde, es so zu erwähnen, als wäre es im Geheimen eine Art Geist für die Mühle, ihre Seele, ihr Leben — wie man's auch nennen mag. Und in diesem Lebensstrom floss und versiegte dann auch ein altes Geheimnis des Geschlechtes. War es der Ururahn oder ein noch früher lebender Müller, der die Quellen des Mühlbaches erschlossen hatte, vereinigt und zum Bach gestärkt, der sein Mahlwerk das runde Jahr hindurch zu treiben vermochte? Ich weiss es nicht mehr. Jedenfalls hatte der Bach einem Geschlecht nach dem andern treulich gedient, zahllose Sack Korn gemahlen, Unzähligen zum täglichen Brote verholfen. Leben strömte in seinem Bett durch die Mühle, Kraft zum Fortbestand des waltenden Geschlechtes, das hier der Gnade des Bischofs von Hildesheim seit alten Zeiten die Müller gestellt hatte, nachdem die Altvordern als Fuhrherren und Hopfenfahrer zwischen Franken und Niedersachsen gelebt hatten, oder als Kaufherren in den baltischen Landen, und noch früher, woran nur mehr der Name erinnert, als Schäfer mit ihren Schafen. Der Bach floss wohl schneller oder langsamer, wechselnd mit dem Wasserreichtum der Zeit, aber beständig in solch einem Gleichmass, dass er auch im dürrsten Sommer die Mühle zu treiben vermochte. Ihn speiste eben nicht das wechselvolle Zeitliche, ihn füllte das Geheimnis von Quellen im Verborgenen.

Beim letzten Müller erst, dem ältesten Bruder des Vaters, der seiner Mühle auch keinen männlichen Erben zu hinterlassen hatte — bei ihm versiegte der Ursprung, der Bach, das Wasser, und das geschah zu einer Zeit, da der Müller in jenen Jahren war, da er keinen Sohn mehr erwarten konnte. Und so stand nun die Mühle mit einemal, über Nacht geschah das. Von dem alten Hause, um das beständig das Rauschen des Wassers unter den hohen Bäumen geschwebt hatte, wie eine Wolke, in der Gott nahe ist, entflohen unerklärlich der segnende Geist, die Seele, wie man's auch nennen mag — in jedem Falle: das Leben. Alles Suchen, alles Erschliessenwollen neuer Quellen, kein Heranleiten und Vereinigen vieler kleiner Wässerchen zu einem Bächlein oder Bach nützte etwas. Das Leben für die Mühle war versiegt. Die Wässerchen, die gesammelt wurden, waren unbeständig und trocken, und so viele freie Wasser, wie es gebraucht hätte, gab es in dem dicht besiedelten Tale gar nicht. Was beim Sammeln zusammenkam, mahlte dem alten Müller zur Not ein paar Mal im Jahr vor dem Fest seinen eigenen Sack Korn, aber mehr nicht. Dem Werk, dem der Sohn und Erbe versagt geblieben war, so mannhaft sich auch bald Töchter zu mühen begannen, war das Leben entflohen und mit ihm das Teilhaben an der Gemeinschaft, in der das Leben eines Dorfes beheimatet ist. Anfangs hatten die Leute Geduld, die Sippe verliess einen der Ihren nicht so schnell, aber dann fuhr einmal der erste zum Müller nach Banteln oder sonst irgendwohin, ihm folgte der zweite, der dritte, ihm folgten alle, und bald lag des Vaters Mühle still und gemieden, während andernorts die Wasser fröhlich lärmten, das Korn rieselte und Mehl in die gespannten Säcke zu stäuben begann.

Im Verlust der dörflichen Gemeinschaft starb die Mühle erbarmungslos. Bald liess selbst der alte Müller sein Korn

auswärts mahlen und gestand damit das Ende der «Schaper-Meule» ein. Das Mühlrad bemooste und fing an zu faulen, Rost frass am Eisen, der Mahlgang verwurmte — alles zerfiel, im Stillstand und Gestorbensein gespenstisch schnell, viel schneller, als es sich im Wirken verbraucht hätte, und selbst die Bettungen und Dämme des Baches ebneten ein und verkamen. Ein dünnes Wässerchen sickerte zwischen ihnen dahin und versickerte jedes Jahr mit der Sommersonne. Und der Müller bestellte die nicht eben reichlich bemessenen Felder, fast so, wie jemand, der sein Leben lang Seemann gewesen war, im Alter zu guter Letzt Ackersmann wird.

Als alle gläubig wiederholten Versuche, neues Wasser zu finden, nach menschlichem Ermessen endgültig fehlgeschlagen waren, nahm der Bruder meines Vaters das Versiegen der Quellen als Gottes unerforschlichen Ratschluss hin.

Wie war jenem Geschlecht aller Besitz noch Ursprung, reine, unverfälschte himmlische Gabe! Wie hatte ein Göttliches noch an seinem Werktag teil! Diese alten Müller empfangen, teilhabend an der Fülle der lebendigen Schöpfungsmacht, ihren Auftrag und Verdienst gleichsam aus einem göttlichen Plan, der — so gewiss er ihnen für die ganze Welt vorlag — auch eben diesem Tal zwischen seinen waldigen Höhen galt, diesem Bach, der schon Jahrhunderte des Ahnenlebens durchströmt hatte, dem Rad der Mühle und dem Mahlgang und den stetig erneuerten Steinen. Die nutzten sich so ab, wie ein Menschenleben verbraucht wird, aber das Geschlecht hatte ja immer wieder neue Müller geliefert für das zeitlose Werk, so wie der Bestimmung der Steine auch immer neue Steine dienten.

So hatte der Himmel die vielen schon Verstummtten der Schapermeule angenommen in seinem Plan und gesegnet. Dem einen, dem letzten hatte er vorbehalten, dass er plattdeutsch seine Rechnung mit ihm machen müsste, ihn bitten: Herrgott, lat dat Water wedderkomen! — oder fluchen: Dat verfluchte Water is weg! und schlimmer —, und dass er endlich einsehen müsste: der Himmel hätte ihm den männlichen Erben versagt, den Fortbestand des Müllergeschlechts, und auch die Quelle des Lebens für die Mühle versiegen lassen.

Wie war jenem alten Müller, der so uralt wirkte in seiner Mehlbestaubtheit, aller Besitz in Wahrheit noch Ursprung, und alles, was er um des Besitzes willen tat, noch auf das Göttliche bezogen, ohne Umschweife und Ausflüchte. Er betete und bat, er lehnte sich auf — und er fügte sich, mit einem nassen Auge und einem trocken eigensinnigen, und endlich, auf dem Schragen, nach aller Verbitterung die Augen geschlossen, beide.

Davon ist manches auch heute noch so, aber während unser Geschlecht heraufwuchs und seine Väter überdauerte, versiegte viel von dem Ursprung, und den Besitz, um den es uns geht, treibt der Motor. Die fromme Mythe ist darüber gestorben, der Glaube an das Ding aus Gottes Hand, und der Himmel hat sein Antlitz, nach dem wir geschaffen sind, ungnädig verhüllt oder gar seine einst gläubig geschaute Ferne entzogen, so dass für viele in unserer Zeit ein Nichts dunkler, rechnerischer Vermutung aufklafft: ob überhaupt etwas über uns wäre, wenn in uns doch bestimmt, und wenn etwas — dann was? . . .

Doch was wusste ich in jener Zeit davon! Als ich noch ein Kind war, geschah dies alles und erreichte den Vater, der lange, lange nicht mehr in seiner Heimat gewesen war, die Nachricht von dem Tod der Mühle in den wenigen Briefen, die aus dem fernen Dorf kamen. Und da ihn nun ein grosses Sterben aus jenen Berichten anwehte, erzählte

er wohl doppelt schön und bewegt, wie um uns Spätlingen das Bild einstiger Herrlichkeit, aus der er selbst hervorgegangen war, unverrückbar einzupflanzen. Und wenn wir daran dachten, dass zu seinen Jugendzeiten bei Tag und bei Nacht jene geheimnisvolle Mühle im Gang gewesen war, dicht neben seiner Kammer, dicht neben seinem Bett, das vom Poltern und Kreisen der Steine beständig gezittert hatte, neben seinem Kopf gar . . .! Und wenn wir uns vorstellten, dass des Nachts zuweilen ein Glöckchen neben seinem Ohr gebellt hatte, vermöge einer kunstvollen Mechanik, zum Zeichen, dass der Mahlgang leer sei und um des Himmels und um schreckliches Unglück zu verhüten neues Korn aufgeschüttet werden müsste . . .! Spornstreichs aufgestanden war er damals, in die Hosen gesprungen, mit der Laterne ins Rollen und Rumpeln der Mühle gelaufen, hatte einen Sack hochgestemmt und die Körnerflut in den Trichter sprühen lassen. Hoch über dem Schwung des riesigen Rades mit seinem silbernen Wasserschweif, in einem Gewirr von Rädchen und eisernen Wellen hatte er gelebt, im Wirrwarr des Mahlgangs, der Achsen und Kurbeln, zwischen ratternden Zahnrädern — in dem bei Tag und bei Nacht dröhnenden Geheimnis . . .

So, wie meine Phantasie die Mühle mitten im Walde erbaute, so stellte ich sie mir auch immer dunkel und modrig vor. Alles atmete Feuchte und Düsternis. Und das passte ganz vortrefflich zu anderen Erzählungen des Vaters. Denn war es nun in dieser Mühle gewesen oder sonst irgendwo — denn das Geschlecht hatte in vielen Zweigen viele, viele Mühlen besessen — am Ende doch nur in des Vaters Mühle suchte das Gruseln den Ort der Geschehnisse, von denen manchmal die Rede ging: ein Mord war geschehen, Gespenster gingen um . . . Welcher Ahne so viele Dukaten besass, dass er um ihrerwillen erschlagen wurde, weiss ich nicht mehr. Der Mörder jedenfalls hiess Fricke und kam zur Sühne für seine Untat in Norheim aufs Rad. Mit den Gespenstern aber hatte der Vater selbst seine liebe Not gehabt. Ich habe vergessen, welcher übereifrige Ahne keine Ruhe im Grabe gefunden hatte und zu nachtschlafender Zeit in der Mühle rumorte, doch eins war sicher: mitten in der Nacht begann das Rad sich zu drehen, der Mahlgang zu poltern und die Siebschar zu schlagen, schaffte die Mühle mit blanken Steinen, mahlte und mahlte sie, mahlte sich selbst entzwei. Das Glöckchen am Bett meines Vaters bellte unaufhörlich, aber der Knabe, der mein Vater damals war, zog die Decke über die Ohren und machte auch nicht einen Zeh krumm. Ihm fehlte alle Lust, mit dem mahlwütigen Gespenst anzubinden. Rechtzeitig stand auch, zum Glück, des Vaters Vater auf und brachte das entfesselte Werk zum Stehen . . . Er hatte wohl keine Angst gehabt, dieser Grossvater, aber abgesehen davon — es war wundersam, dass ihn die Mühle niemals weckte, wenn sie mit Recht ging und gehen sollte und er alles wohlversorgt wusste, aber dass er sofort aus den buntgewürfelten Kissen sprang, wenn es zu unrechter Zeit auch nur einmal verdächtig knackte.

Wieviel Scharfsinn wurde von uns Kindern darauf verwandt, um zu ergründen, warum der Spuk das Werk wohl hatte in Gang setzen können, aber nicht den gehörigen Sack Korn aufschütten. Hatte er dazu keine Kraft gehabt? Oder hatte er Schabernack getrieben, der tote Müller, böswillig: um dem Grossvater zu schaden, unschuldig; wenn der Tod ihn hatte vergessen lassen, dass eine Mühle nicht mit blanken Steinen mahlen darf?

In jener fernen Zeit — ich hatte eben lesen gelernt und verschlang, was mir in die Hände geriet — stand zwischen den Büchern meines Elternhauses auch ein grosses, rotes, mit vielen ganzseitigen Bildern, und darin begann ich

eines Tages zu lesen: die Geschichte von dem Leben eines Taugenichts. — Welchen Knaben hätte eine solche Geschichte nicht schon ihrer Ueberschrift nach gelockt?

Und da las ich:

«Das Rad an meines Vaters Mühle brauste und rauschte schon wieder recht lustig...» immer wieder ungläubig beglückt mich vergewissernd. Da war ja des Vaters Mühle, meine eigene Mühle, und fast war ich auch der Taugenichts, der sich den Schlaf aus den Augen reibt! Von diesen Worten und ähnlichen ging für die Zukunft etwas Wunderbares aus. Sie waren mir geschrieben und umschlossen meine tief innen gehütete Welt. Als die Mühle in der fernen Heimat der Väter verstummt war, begannen die Mühlen der Dichter und der Dichtung zu brausen und zu rauschen, und die versiegten Wasser des Handwerks hatten sich voller Heimweh andere Wege als die ins Bett des Mühlbachs gebahnt, um mir in der Heimatferne und Heimatlosigkeit später wieder aus den Brunnen der Fremde in eine heimatliche Schale, in ein heimatliches Mass der Sammlung zu rinnen. Die Bibel, die ich dann in jener Zeit zu lesen begann, hatte mir leider keine rechten Müller zu bieten, denn in den wasserarmen Wüsten, durch die das Volk Israel meistens zog, waren sie nicht heimisch...

Jahrzehnte später sah ich des Vaters Mühle in Wirklichkeit, aber da war sie schon nicht mehr die «Schaper-Meule», die jeder Bauer zwischen Osterwald und Limberg kannte. Nun rumorte, weil dem letzten Müller unseres Namens der männliche Erbe versagt geblieben war, ein Fremder in ihr. Und noch immer nicht war das lebenspendende Wasser gefunden worden. Wohl hatte der neue Herr Versuche gemacht, nach den neuesten Methoden, wie um einen Rechenfehler herauszufinden, der nach des letzten Müllers Einsicht doch der Ratschluss Gottes gewesen war, aber es war trotz neuester Methoden und neuer Bemühungen alles beim alten geblieben. Das einzig Neue war, dass in einem brutalen Betonanbau ein Dieselmotor töffte, der Mahlgang polterte, und dass man mit allem anderen auch das Wasserrad instandgesetzt hatte, des Wassers harrend. Die Tochter des letzten Wassermüllers, ein mannhaftes Mädchen, das der alten Mühle zuliebe Müllerschulen besucht und in lebendigen Wind- und Wassermühlen alle Kenntnisse erworben hatte, die sie einmal in der väterlichen Mühle hoffte gebrauchen zu können — sie hatte ihrem Manne, der sich anfangs ganz auf die Landwirtschaft hatte verlegen wollen und von der Müllerei nichts verstand, abgerungen, dass das Mahlwerk wieder instandgesetzt werden sollte.

Es war getan worden. Aber als der Motor zu töffen begann und auch das Mühlrad sich wieder einmal unter einem Sonntagswässerchen für ein Stündchen drehte, war das nicht der Anfang einer neuen Zeit. Dem neuen Herrn erschloss sich Wesen und Geheimnis des alten Werkes nicht, der Segen des Gewerbes blieb ihm, dem Bauern, versagt.

Die Mühle frass seine Langmut und seine Liebe; der neue Motor führte ein zu launenhaftes Dasein; er war teuer und unstet, ein räuberischer Diener. An die Stelle der von einem Element gezeugten Kraft war die künstliche getreten, und die vertrug sich nicht mit den Gesetzen des Dorfes und führte die ehemals tote Mühle auch nur einem künstlichen, einem Scheinleben entgegen. Der neue Müller war billig, denn er setzte zu, damit die Leute nur wieder bei ihm mahlen liessen. Aber Bauern sind ja beharrlich und haben ein helllichtiges Wissen dafür, wo eine Mühle lebt und wo nicht. Sie kehrten nicht zu unserer Mühle zurück, seitdem meines Vaters Bruder das Mühlrad ruhig hatte zerfallen lassen. Treibriemen und Transmissionen

des neuen Motors drehten die Zeit nicht zurück.

Der Vater ging mit mir dorthin, wo die neue Hand und der neue Geist noch nicht spürbar waren — dorthin, wo das Alte ihn jetzt im hohen Alter wie einstmal als Knaben empfang. Unversehens war einer seiner Brüder mitgekommen, bald kam auch der älteste herangeschlurft, der schon lange auf dem Altenteil sass. Und da nahmen nun die drei alten, weisshaarigen Männer den jungen in ihre Mitte, und plattdeutsch, in der Sprache ihrer Kindheit, gaben sie den Phantasien meiner Kindheit ihren weisen Segen beim Gang durch das Dorf.

Mit welchem der grossen und kleinen Anwesen hier war die Mühle nicht verwandt! — Es konnte geschehen, dass ein Alter vor seinem Haus auf der Bank sass und besinnlich an seinem Rechen klöterte, denn die Heuzeit war nahe... «Süh, Haanrich», sagte er aufblickend, erstaunt, dass heute der sonst menschen-scheu gewordene letzte Müller sich doch noch einmal zeigte. «Nee, un Albert un August ook? Dscha, di ole Tid steit nu bisammen...» Der Weg führte die Felder, den sanft ansteigenden Limberg hinauf. Hier war Grossvaters Acker, und das Weideland dort hatte der Urgrossvater eingehandelt. Der Buchenwald, den der Vater einst mitgeholfen hatte zu pflanzen, war nun schon viele Jahrzehnte alt, ein Wald, wie ich ihn fast vergessen hatte, ein Dom von hohen grauen Pfeilern mit lichtem grünem Gewölbe. Hüben und drüben wuchsen dunkle, waldige Höhen auf, die Wirklichkeiten für alle Namen in meiner Kindheit.

Unter den hoch aufragenden Stämmen führte ein trockenes Bachbett bergan, und ihm folgten wir. An seinem nahen Ende lag ein kleiner Teich, eine Mulde im Hang, aber sie war ausgetrocknet und nur von welchem, vorjährigem Laub ausgefüllt. Deutlich konnte man sehen, dass hier einmal Brechstangen im zutage tretenden Gestein gebohrt und gerissen hatten. Es machte den Anschein, als hätte man einem Ding nachgegraben, das sich zwischen die Felsen verkrochen hatte, ins Erdreich hineingeflüchtet war auf einen anderen Weg.

Die weisshaarigen Alten blieben stehen und blickten schweigend in die Mulde, in der ein Windhauch die Blätter aufwirbeln liess. «Hier war nun früher die Quelle», sagte mein Vater, sagten sie alle, rühmten ihre Ergiebigkeit und Stetigkeit — und standen jetzt wie vor einem Grab.

Man konnte das leere Bachbett von hier oben aus verfolgen. Es wand sich durch den Wald, die Böschungen machten es auch in den Feldern erkennbar, zwischen den Stämmen hindurch erhaschte der Blick auch noch den Giebel der Mühle, die Büsche und hohen Bäume um sie herum. «Dscha...» seufzte ein Oheim, der weichherzigste, als hätte er in dieser Mulde alle seine Hoffnungen begraben. Die drei Alten, bäurischen und städtischen Aussehens, mein Vater damals schon nicht mehr in Uniform, starrten der versiegten Quelle nach, einem entflohenen Leben. So wie das Wasser einst den Berg hinabgeflossen war zur Mühle, mit der Kraft für das gesegnete Handwerk und Gewerbe, voller Leben für ihr Vaterhaus seit hundert Jahren, so hatte es ja auch in der Liebe ihrer Eltern ihr Leben in die Welt gerufen und getragen und endlich, fern von seinem Ursprung, fern von diesen waldigen Höhen und dem grünen Tal einst unter der Obhut der welfischen Fürsten, dicht vor der gestaltlosen Unendlichkeit, als die der Bewohner des Westens, eingeengt von Gesetz und Geschichte, sich den Osten denkt, mein Leben gebracht...

Adresse des Verfassers:
Dr. h. c. Edzard Schaper
3985 Münster, Wallis